

Beschleunigte Buchstaben

Apps beleben den alten Traum vom Schnellessen. Doch halten die Programme ihr Versprechen?

VON BERND EBERHART

Wie praktisch das wäre, könnte man einfach doppelt so schnell lesen. Die Menschen könnten früher Feierabend machen oder doppelt so viel arbeiten. Sie könnten ihre literarischen Bildungslücken stopfen und jeden Morgen die Tageszeitung komplett durchackern. Kein Wunder also, dass seit Jahrzehnten Seminare und Ratgeber zum Schnellessen angeboten werden. Aktuell wird der Mythos durch „Spritz“ neu belebt: eine Software, mit deren Technik Texte nicht als statische Bleiwüste abgebildet, sondern Wort für Wort in beliebig schneller Geschwindigkeit präsentiert werden. Interessant ist, dass die Lesegeschwindigkeit individuell eingestellt werden kann. Mit bis zu 700 Wörtern pro Minute kann man so Texte über das Handydisplay rasen lassen, in kürzester Zeit werden dem Leser Unmengen an Informationen aufs Auge gedrückt. Doch was ist dran am schnellen Lesen, gibt es Techniken, die wirklich funktionieren? Und ist Spritz eine davon?

Um die Fragen zu beantworten, muss man sich klarmachen, wie Lesen überhaupt funktioniert. Bei diesem Prozess nimmt der Mensch Ansammlungen von Strichen und Bögen als Buchstaben wahr, setzt sie im Kopf routiniert zu Silben, Wortteilen und ganzen Wörtern zusammen und prüft so die Bedeutung vom Papier. Nachdem er die Buchstaben mit den Augen fixiert und über die Sehzellen der Netzhaut in Nervensignale umgewandelt hat, verarbeitet er die Bildinformationen in mehreren Schritten im Gehirn.

Damit er am Ende deren Bedeutung bewusst wahrnehmen kann, ist eine enge Zusammenarbeit mit den evolutiv entstandenen Spracharealen des Gehirns vonnöten: Beim Lesen sind stets auch die phonetischen Verarbeitungszentren aktiv, jene Teile des Hirns, die gesprochene Laute verarbeiten. Das mentale Lexikon etwa, in dem bestimmte Laute einer Bedeutung zugeordnet sind, teilt sich das Lesesystem mit der gesprochenen Sprache. So muss das Lesen auf viele Funktionen der Sprache zurückgreifen. Aber das Lesen ist keineswegs nur die Fortsetzung der gesprochenen Sprache; es hat auch ein Eigenleben.

Sehr gute Leser schaffen bis zu 600 Wörter pro Minute, erst dann leidet das Textverständnis

„Die gesprochene Sprache ist ein sequenzieller Prozess“, sagt Ralph Radach, Leiter des Lehrstuhls Allgemeine und Biologische Psychologie der Universität Wuppertal. Ein Wort nach dem anderen – so wie die Sprache in den Ohren ankommt, wird sie auch vom Gehirn verarbeitet. „Beim Lesen dagegen werden ganze Wörter parallel verarbeitet, bis zu 15 Buchstaben auf einmal.“ Zwar ist diese Spanne stark von der selektiven Aufmerksamkeit beeinflusst, bei schwierigen Wörtern sind die mentalen Ressourcen zudem schneller ausgereizt. Doch in diesem Punkt unterscheidet sich die Schriftsprache fundamental von der gesprochenen Sprache – und ist ihr sogar überlegen. Seit Jahren erforscht Radach die mentalen Prozesse des Lesens und ist überzeugt: „Man kann deutlich schneller lesen als hören.“ Gute Leser können durchaus 600 Wörter je Minute schaffen – bei vollem Verständnis. Gesprochene Sprache verfälscht bei diesem Tempo zu einem unverständlichen Geräuschteppich.

An diesem Punkt knüpfen einige der propagierten Schnellessetechniken an. Die Stimme im Kopf sei es, die uns so langsam über die Zeilen schleichen lasse. Diese Subvokalisation, also das geistige Mitsprechen, könne man sich abgewöhnen. „Wenn man so gemütlich liest, dass man immer

seiner inneren Stimme zuhört, dann ist das natürlich eine Lesebremse“, stimmt Ralph Radach zu. „Doch die phonologische Mitbeteiligung ist ein obligatorischer und sehr hilfreicher Teil des Leseprozesses. Die kann und sollte man nicht abtrainieren.“ Psychologische Lesemodelle gehen zwar davon aus, dass es neben dem phonologischen auch den sogenannten lexikalischen Weg zur Worterkennung beim Lesen gibt, der ohne den geistigen Umweg über den Klang eines Wortes zur Bedeutung kommt. Für bekannte und regelmäßige Wörter funktioniert er gut, und geübte Leser können so die meisten Wörter effizient erkennen. Doch sobald unbekannte oder schwierige Begriffe auftauchen, wird dieser lexikalische Weg zur Stolperstrecke und muss durch seinen phonologischen Mitstreiter unterstützt werden. Ein bewusstes Unterdrücken der klanglichen Aspekte der Sprache beim Lesen kann das Verstehen also behindern.

Die Apps eignen sich vor allem dazu, Texte auf winzigen Displays gut lesbar darzustellen

Auch viele andere Schnellessetriks hält Radach für unwirksam. Etwa die Vergrößerung der Blickspanne: Dabei soll das Auge so trainiert werden, dass ein breiterer Textausschnitt auf einen Blick wahrgenommen werden kann. Vergeblich – handelt es sich hier doch sozusagen um ein Hardware-Problem. Die Netzhaut unserer Augen ist so aufgebaut, dass nur in unmittelbarer Nähe des gelben Flecks eine Sehschärfe erreicht wird, die das Erkennen von Buchstaben ermöglicht. Auch durch noch so fleißiges Trainieren wird sich die Netzhaut nicht umgestalten lassen.

Auch Spritz ist in Sachen Lesetempo kritisch zu betrachten. Zwar haben die Entwickler zwei altbekannte Elemente aus der Leseforschung in ihre Software eingebaut: einmal das schnelle sukzessive Einblenden von jeweils einem Wort an immer derselben Stelle eines Monitors. Außerdem die „optimal viewing position“, so bezeichnen Forscher jene Stelle auf dem Papier oder Monitor, an dem das Auge ein Wort idealerweise fixiert. Das Auge ruht beim Lesen mit Spritz also stets am selben Fleck, es werden nur laufend die Wörter auf dem Display ersetzt. Die Logik dahinter klingt zunächst bestechend: „Die Augenbewegung beim Lesen ist ein großer Aufmerksamkeitsfresser“, sagt Maik Maurer, einer der Gründer des Unternehmens. Tatsächlich beschreiben die Augen beim Lesen eines klassisch abgebildeten Textes keine gleichförmige Bewegung in Leserichtung. Die Augen springen vielmehr in kleinen Schritten, sogenannten Sakkaden, von Wort zu Wort, teilweise auch zu bereits passierten Textstellen. „Weit über 50 Prozent der Zeit beim Lesen bewegt sich das Auge“, sagt Maurer – und dabei könne es keine Informationen aufnehmen.

Spritz macht die Augenbewegungen tatsächlich überflüssig. Aber beschleunigt es das Lesen so automatisch? „Das ist Quatsch“, sagt Psychologe Radach. Einerseits könne einfach gezeigt werden, dass maximal 15 Prozent der Zeit auf die Augenbewegungen verwandt werden. Dazwischen seien die Augen fix auf einen Punkt gerichtet. „Außerdem geht während der Sakkaden die Verarbeitung der visuell aufgenommenen Informationen im Hirn störungsfrei weiter.“ Während wir die Augen bewegen, verlieren wir also gar keine Zeit; das Gehirn hat parallel genug damit zu tun, die ganzen gesehenen Buchstaben zu sinnvollen Wörtern zusammenzusetzen.

Was die Technik gefühlt zum Speedreading-Tool macht, ist wohl eher der Geschwindigkeitsregler neben dem Lesefensler: Hier kann der Textfluss mühelos von

einschläfernden 100 bis auf rasante 700 oder gar 1000 Wörter pro Minute hochgefahren werden. So wähnt man sich als Hochgeschwindigkeitsleser – und verpasst möglicherweise einen großen Teil des Inhalts. „Das Arbeitsgedächtnis hat nur ein begrenztes Fassungsvermögen. Es kann maximal die Verarbeitung eines komplexen Satzes unterstützen“, sagt Radach. Bleibt dem Gehirn nicht genug Zeit, die Informationen vom Arbeitsgedächtnis in das Langzeitgedächtnis zu verschleppen, geht viel von der Bedeutung des Gelesenen verloren. Auch auf Papier: Beim schnellen Überfliegen eines Textes etwa bleiben kaum Details hängen.

Eigentlich versteht sich Spritz jedoch gar nicht explizit als Schnellessetool. „Wir ermöglichen in erster Linie

das Lesen auf kleinem Raum“, sagt Maik Maurer. Tatsächlich: Auf Handydisplays oder auf Smartwatches kann diese Darstellungsform sehr praktisch sein. Die hauptsächlichliche Zeitersparnis käme laut Maurer daher, dass lästiges Scrollen mit dem Daumen oder Einzoomen in den Text wegfalle. „Wir wollen das Lesen nicht ersetzen. Spritz ist vielmehr eine Erweiterung des Lesens“, so der Erfinder.

Der Rummel um die vermeintliche Schnellessetool kam dem Unternehmen natürlich trotzdem sehr gelegen. Kein Wunder: Nach wie vor wünschen sich viele Menschen, schneller lesen zu können. Seriöse Schnellesskurse können durchaus gut funktionieren, wie der Leseforscher Radach berichtet. Entscheidend dabei sei jedoch weniger die Anwendung bestimmter

Spezialtechniken, sondern das konzentrierte, schrittweise Üben des schnelleren Lesens unter Beibehaltung eines hohen Verständnisniveaus. „Sie müssen sich vorher ihr Ziel klarmachen. Muss ich den Text überhaupt lesen? Und wenn ja, warum?“ In einem nächsten Schritt sollte dann überlegt werden, welche wichtigen Informationen extrahiert werden sollen. Auf diese Weise wird das Lesen zu einem gut überlegten Suchprozess. Insgesamt sei das produktive Schnellessen einfach eine sehr aktive Herangehensweise an den Text – die allerdings über einen längeren Zeitraum trainiert werden muss. Kontraproduktiv sei jedenfalls der Gedanke: „Ich muss das jetzt lesen, bringen wir's hinter uns.“ Allerdings: Mit 700 Wörtern pro Minute geht das dann immerhin schneller.

